

wieder einmal vor allem jene zum Zuge kommen, die rigide auf vermeintlich sichere Wahrheiten und Strukturen fixiert sind und diese mit allen Mitteln zu erhalten versuchen? Bis zu welchen sublimen Einwirkungen auf die menschliche Psyche das geht, das hat Eugen Drewermann in seiner Kleriker-Studie diagnostiziert. Auch wenn man den darin unterbreiteten Therapieanschlüssen nicht sofort zustimmt – ist das vorgelegte Psychogramm von der Kirche als einem auf angstbezogene Absicherung bedachten System nicht weithin zutreffend, so bestürzend diese Einsicht für manchen Betroffenen auch sein mag⁸?

Bringt solches Absicherungsstreben die Kirche nicht unweigerlich in Widerspruch zum Evangelium, das doch eher dazu auffordert und einlädt, menschlich gesehen Unsicherheit zu riskieren⁹? Eine Kirche, die die „Sicherheitsgesellschaft“ bloß verdoppelt, vermag den Menschen keine Verheißung mehr zu geben. Für sie selbst könnte dann der „Tag des Herrn“ zu einer bösen Überraschung werden . . .

Artikel

Peter F. Schmid
Sicherheit haben
oder glauben
Entwicklungs-
psychologische
Aspekte zu
Risikobereitschaft
und Vertrauen

Der erwachsene Mensch braucht sowohl eine große Portion Vertrauen als auch ein hinreichendes Maß an Risikobereitschaft. Welche Faktoren führen zu deren Vorhandensein, was trägt zu einem irrealen Sicherheitsbedürfnis und zum Festhalten an Sicherheits-Surrogaten bei? Schmid macht dafür u. a. Institutionen mit einem falschen Frauenbild und einer ausgeprägten Mutter-Ideologie verantwortlich. Er vertraut aber darauf, daß auch Erwachsene noch lernfähig sind, wenn sie sich auf neue Erfahrungen einlassen. red

Die Zeichen sind unübersehbar: Viele in der Kirche sind von der Angst gelehrt, der rechte Glaube sei bedroht, die Glaubenssubstanz würde verlorengehen, die Kirche zerfallen, wenn nicht rechtzeitig eine Rückkehr zu den „alten“ Werten und Strukturen stattfindet. In einer Weise, die manchmal geradezu panisch anmutet, suchen manche zu retten, was noch zu retten wäre. Dahinter wird

⁸ Vgl. E. Drewermann, Kleriker – Psychogramm eines Ideals, Olten 1989.

⁹ Dazu anregend: O. H. Pesch, Unsicherheit und Glaube, Zürich – Einsiedeln – Köln 1981.

neben vielem anderen ein gewaltiges Bedürfnis nach Sicherheit spürbar.

In der Bewahrung des Überkommenen und Bestehenden sehen viele das einzige Heil. Das erinnert an den Satz aus dem „Hamlet“, daß wir „feige lieber jene Übel ertragen, die wir haben, als zu anderen fliehn, die wir nicht kennen“¹, also lieber wiederholen, als Neues auszuprobieren. Dabei ist nur eines sicher: „Sicher ist sicher“ ist kein Satz aus dem Evangelium.

Die in diesem Heft mehrfach konstatierte Zunahme an Sicherheitsbedürfnis in der Kirche läßt fragen: Was steckt eigentlich – von der Entwicklung des Menschen her gesehen – hinter dem Bedürfnis nach Sicherheit? Und: wie kann man mit ihm umgehen, wie ihm begegnen – bei anderen und bei sich selbst? Einigen Aspekten in diesem Zusammenhang soll hier nachgegangen werden.

1. Das Grundbedürfnis nach Sicherheit

Das Bedürfnis nach Sicherheit ist ein menschliches Grundbedürfnis. Ein irreales Bedürfnis nach Sicherheit kann entstehen, wenn diesem Grundbedürfnis durch Verwahrlosung oder Überbesorgtheit nicht adäquat Rechnung getragen wird.

Sicherheitsstreben ist zweifellos legitim. Jeder Mensch hat ein Bedürfnis nach Sicherheit. Entwicklungspsychologisch betrachtet ist es auch sehr verständlich, daß der Mensch – geprägt durch Erfahrungen des Verlassenwerdens und Verlassenmüssens – immer wieder direkt oder indirekt nach Sicherheit, Heimat, Geborgenheit, mit einem Wort „nach der Mutter“ sucht.

Zum Kind herangewachsen in der sprichwörtlichen Geborgenheit des Mutterschoßes mit seinem Maximum an optimaler Befriedigung von Bedürfnissen, stellt bereits der Vorgang der Geburt eine tiefe Zäsur in der Erfahrung von Sicherheit dar. Die physische wie später auch die psychische Trennung von der Person, mit der man eins war, macht große Angst und kann als Urbild jeder späteren Trennungskrise verstanden werden, gilt es ja im Lauf des gesamten Lebens, aber insbesondere im Zuge des Erwachsenwerdens, ständig Abschied von vertrauten Beziehungskonstellationen zu nehmen und sich körperlich, psychisch und geistig neuen Herausforderungen zu stellen.

Zwar bietet das Umsorgtwerden durch die Mutter und andere Menschen im Normalfall dem heranwachsenden Kind jene Bedingungen des Schutzes, in denen es mit dieser Geburtserfahrung und allen weiteren Trennungskrisen fertig werden und zu je neuer Identität finden kann;

¹ 3. Akt, 1. Szene.

Die Spannung von Umsorgtwerden und Freiraum

aber die völlige Einheit ist ein für allemal verlorengegangen. In der Folge geht es darum, geborgen in und unterstützt durch Beziehungen selbst zu einer neuen Identität zu finden. Dies geschieht durch eine Reihe weiterer Identifikations- und Loslösungsschritte: In der Anlehnung an die geliebten Eltern und in der Ablösung von ihnen, durch Geborgenheit und Trennung lernt der Mensch nach und nach ganz er selbst zu werden.

Dabei kommt es darauf an, wie er diese Phasen der Identitätsfindung erlebt, in welcher Atmosphäre Identifizierung und Distanzierung geschehen. Hier sind dann auch die Chancen zum Erlernen risikofreudiger Auseinandersetzung gegeben: Der Mensch kann lernen, mutig und in realistischer Abschätzung seiner Möglichkeiten Neues zu lernen und sich und die Umwelt zu verändern. Umgekehrt bestehen hier die Gefahren zur mangelnden Bewältigung dieser Loslösungs- und Reifungsphasen: entweder in einem Zuwenig oder Zuviel an Umsorgtwerden einerseits und Freiraum andererseits.

Im ersten Fall, wenn der Schutz nicht als ausreichend erlebt wird, wird der Mensch zu sehr, zu rasch mit dem Alleinsein und der Wirklichkeit außerhalb der geborgenen Atmosphäre konfrontiert. Er kann sich nicht entsprechend an die neue Umgebung anpassen bzw. sie verändern und wird – je nach den weiteren Erfahrungen, die er damit macht – seine Identitätsstruktur ausbilden, was von einem „verwahrlosten“, distanzlosen Draufgänger, der unfähig ist, Gefahren richtig abzuschätzen, und sich daher ständig „übernimmt“, bis zu einem scheuen, verschreckten, zurückgezogenen Einzelgänger voller Angst reichen kann.

Wenn hingegen ein Kind ständig zuviel umsorgt, „bemuttert“, übermäßig beschützt („overprotected“) und damit von der Konfrontation und Auseinandersetzung mit der Realität allzusehr abgehalten wird, wird es – ebenfalls in Abhängigkeit von seinen weiteren Lebenserfahrungen – dazu tendieren, stets ängstlich zu sein und voller Befürchtungen, was alles an Schlimmem eintreten kann, oder in einer Gegenreaktion dazu unfähig, Gefahren zu erkennen und ihnen sinnvoll zu begegnen.

In beiden Fällen kann schließlich ein unrealistisches Sicherheitsbedürfnis entstehen, das heißt, ein Bedürfnis nach Sicherheit, das durch die Bedrohung in der Wirklichkeit nicht gedeckt ist. Es ist auch Argumenten nicht zugänglich, also irrational: Es wurzelt ja in tiefsitzenden Ängsten und unbewußten Emotionen, und ihm ist daher auch verstandesmäßig allein nicht beizukommen. Ob es sich nach außen in der Maske des abenteuerlichen Drauf-

gängers zeigt (der sich stets von neuem zu beweisen versucht, daß er allen Gefahren gewachsen ist) oder in der des bewahrenden Verfechters institutioneller Strukturen (die ihm den größtmöglichen Schutz vor angstmachenden Veränderungen bieten sollen) – in jedem Fall ist die Ursache das mangelnde Vertrauen in die eigene Fähigkeit, Anforderungen aus der Umwelt gewachsen zu sein, und die mangelnde Bereitschaft, durch begrenztes Risiko Veränderungen selbst herbeiführen zu wollen.

In der Wurzel unsichere Menschen führen aber im Grunde nur die alten, aus der Kindheit stammenden Formen der Angstabwehr fort und wiederholen sie, bleiben also in einer infantilen Haltung. Sie befriedigen Sicherheitsbedürfnisse, die aus Ängsten resultieren, die in der Vergangenheit liegen, also nicht aktuell und real und daher unangemessen sind. Dies macht sie auch oft unfähig, die tatsächlichen und gegenwärtigen Gefahren und Bedrohungen zu sehen und ihnen zu begegnen. Dazu wäre nämlich ein gesundes Maß an Aggression erforderlich.

Ein irreales Sicherheitsbedürfnis ist immer auch ein Mangel an Fähigkeit, mit Aggressionen umzugehen: An die Stelle offensiver Krisenbewältigung tritt defensives Festhalten an Erreichtem.

Jede der angesprochenen Trennungen stellt auch einen aggressiven Akt dar: Die verschiedenen Trotzalter, die Pubertät, die Krisen des Jugendlichen und Erwachsenen bedeuten als Ablösungen von erreichten Positionen und als Zuwendung zu neuen Erfahrungen eine Trennung, eine Absage, eine Aggression gegenüber dem Bestehenden, das nun Vergangenes werden soll: Wer sich nicht ablöst, bleibt unreif. Ein Kind, das nicht „nein“ sagen lernt, lernt nicht „ich“ zu sagen. Wer nicht widerspricht, spricht nur immer wieder das gleiche: Erst durch die Negation bzw. Infragestellung des Bestehenden wird Neues möglich, erst durch das Einnehmen einer anderen Position als jener, die die Bezugsperson hat, wird eine eigenständige Einstellung möglich. Wer Vater und Mutter nicht verläßt, kann keine eigene Familie gründen.

Geschehen solche Absagen und Trennungen im Kindesalter in einem Klima, das nicht als Bedrohung für den Bestand der Beziehung als solcher erlebt wird, wird also Aggression² nicht als völlige Destruktivität, sondern als konstruktive Kraft zur Veränderung einer Beziehung und damit von einem selbst erfahren, sind damit auch nicht der Lernprozeß und die Bewertung verbunden, daß Aggressivität an sich etwas Schlechtes oder Negatives sei.

² Von der Wortwurzel her bedeutet *aggredi* „herangehen, sich an jemanden wenden, ihn angehen“, dann erst „angreifen“. Vgl. auch die Doppeldeutigkeit von „jemanden angreifen“.

2. Die Bedeutung konstruktiver Aggression

Konstruktive und destruktive Aggressionen

Häufig jedoch führen Ablösung und Aggression zum Verlust von Zuwendung und Liebe bis hin zur phantasierten oder realen Androhung des Verlustes der Beziehung überhaupt; Aggression erhält so einen prinzipiell negativen Beigeschmack. Dann ist ein Prozeß in Gang gesetzt, der jede Form der Trennung als potentiell bedrohlich für die Beziehung und das eigene Sein ansieht. Besonders als Folge einer pseudochristlichen Erziehung, in der es keine Aggressionen geben „darf“, wird jede Aggression gleich negativ bewertet, ja häufig einfach verdrängt.

Daraus ergibt sich der besondere Stellenwert der Fähigkeit zum richtigen Umgang mit der Aggression für das eigene Sicherheitsbedürfnis: Wer differenzieren kann zwischen *konstruktiver, verändernder Aggression*, die zum Ziel hat, daß alle Beteiligten eine neue Weise des Zusammenlebens finden, einer Aggression also, die auf eine Verbesserung der Beziehung aus ist (wodurch es nicht Sieger und Besiegte, sondern nur Gewinner gibt), und *destruktiver, vernichtender oder auflösender Aggression*, bei der es immer um Sieg oder Niederlage, letztlich um alles oder nichts, geht, der braucht nicht prinzipiell vor jeder Aggression zurückzuschrecken, kann mit Aggression als Kraft zur Veränderung konstruktiv und „dosierte“ umgehen und sie als vitale Kraft im Leben und in Beziehungen erfahren. Er kann das eigene Sicherheitsbedürfnis verstehen und ernst nehmen und etwas dafür einsetzen, und er kann das Sicherheitsbedürfnis der anderen respektieren, verstehen und darauf Bedacht nehmen. Solcherart hat er es nicht nötig, jeden Konflikt zu vermeiden oder ständig Konflikte vom Zaun zu brechen.

Auch im Erwachsenenalter gibt es Krisen in der Sicherheit, die ja nie ein für allemal erreicht ist. Neue Herausforderungen, der Verlust geliebter Menschen, aber auch körperliche Veränderungen stellen die Identität erneut in Frage. In solchen Krisenzeiten tritt ein vermehrtes Bedürfnis nach Sicherheit auf. Menschen, die gelernt haben, sich selbst zu vertrauen, sind dann fähig, solche Krisen konstruktiv zu bewältigen, solchen Situationen letztlich offensiv zu begegnen und Neues daraus zu machen, statt defensiv nur darauf zu achten, den Schaden soweit wie möglich zu begrenzen und Erreichtes zu bewahren (oder den Kopf zu verlieren und zu resignieren bis hin zu Depression und Selbstmord).

3. Surrogate für Sicherheit

Autoritäre Personen, fundamentalistische Gruppen und Institutionen mit ausgeprägter Mutter-Ideologie können als Ersatz für das verlorengegangene Grundvertrauen und damit als Surrogate für Sicherheit dienen. Sie tendieren zur Reproduktion und zur „Sicherheit durch Verunsicherung“.

Wer nicht genügend Vertrauen in die eigene Vitalität und in die eigene Fähigkeit zum „Krisenmanagement“ hat, sucht nach Zuständen, die Krisen möglichst vermeiden, verleugnet sie oder geht ihnen aus dem Weg. Den Ersatz für den Schutz durch die „verlorengegangene“ leibliche Mutter kann eine andere Person bieten, etwa der geliebte Partner als Mutterersatz, und/oder er kann in Gruppen und Institutionen, der „Mutter Kirche“ etwa, gefunden werden.

Fundamentalistische Institutionen

Die Kirche wird dann vorwiegend als bewahrende, der Abwehr von Angst und Verunsicherung dienende Institution gesehen, die einem Hilfe bietet vor der „bösen Welt“, die die traditionellen Werte unverändert hochhält, ohne sie mit Unbekanntem und neuen, aus den Herausforderungen der Zeit entstandenen Werten zu konfrontieren. Ihre Aufgabe ist es dann zu verhindern, daß Unsicherheit überhaupt auftreten kann, eine Aufgabe, zu der sie alle Macht, die einer Mutter zukommt, einzusetzen hat. Die bewahrende Schutzfunktion, die zweifellos jeder Institution zukommt, wird solchermaßen überzeichnet, daß alles Neue verdächtigt, im Keim erstickt, verteufelt oder ausgeschlossen wird. Eine so verstandene Institution bietet nicht jenen Schutz, der erst die Basis für Neues ermöglicht, eine Heimat, von der aus in die Welt aufgebrochen werden kann, ein Zeltlager, das die Voraussetzung für weitere Erkundungen ist, eine die Wahrheit suchende Bezugsgruppe, die die Konfrontation mit anderen Gruppen möglich macht; sie bietet sich vielmehr selbst als allumfassende Welt an (aus der man dann nicht mehr herauszugehen braucht), als feste Burg (die zu verlassen sträflicher Leichtsinn wäre) oder als Besitzerin und Bewahrerin der Wahrheit (die aufzugeben Irrtum und Dummheit gleichkäme).

Falsches Frauenbild

Ein falsches, überzeichnetes und unrealistisches *Frauenbild* ist eine weitere Folge der Überhöhung der verlorenen Mutter: Die Frauen werden entweder als Mütter und Jungfrauen besonders geschätzt und verehrt, dabei gleichzeitig idealisiert und der Wirklichkeit entrückt – wobei sie nicht selten auch als „Reine und Unschuldige“ völlig „desexualisiert“, d. h. als geschlechtslose Wesen gezeichnet werden. Damit erscheinen sie zum einen selbst „ungefährlich“, zum anderen erhalten sie eine mütterlich-bewahrende Schutzfunktion. Oder die Frauen werden – allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz – abgewertet, in die Nähe der Sündhaftigkeit, der sexuellen Verführung (als potentielle Huren) oder der Minderwertigkeit (hinsichtlich verschiedener, besonders körperlicher und vernunftmäßiger Fähigkeiten im Vergleich zu Männern) gerückt. Eine solche Jungfrau-und-Mutter-

Ideologie findet sich besonders ausgeprägt in bestimmten Formen der *Marienfrömmigkeit*: Ein theologisch ungenaues, durch die offizielle Lehre der Kirche nicht gedecktes Marienbild wird dann reduziert etwa auf Maria als eine den Mantel gegen jedwede Unbill ausbreitende Schutzmantel-Madonna oder auf Maria als prinzipiell zur Sünde unfähig (und damit un- oder übermenschlich) oder wenn Maria als quasi einzige Mittlerin der Gnaden gepriesen wird, ohne die es keinen Weg zu Gott gebe, ohne die also nichts möglich ist – leicht lassen sich hinter solchen und ähnlichen Marienbildern die Wunschvorstellungen nach der Rückkehr in die Sicherheit des verlorenen Mutterschoßes erkennen.

Autoritäre Personen und Strukturen

Menschen, denen es aufgrund der beschriebenen Erfahrungen an Gelassenheit hinsichtlich ihrer Sicherheit fehlt, tendieren dazu, selbst autoritäre Persönlichkeitsstrukturen auszubilden oder sich an *autoritäre Personen* anzulehnen bzw. sich in Abhängigkeit von ihnen zu begeben, um solcherart den vermißten Schutz zu finden. Die autoritäre Persönlichkeit muß aber ständig um ihre Macht fürchten; wer keine natürliche Autorität (erworben) hat, muß Angst um seine Position, sein Ansehen, seine Sicherheit haben. Sie tendiert daher dazu, Systeme aufzubauen, in denen sie genügend Schutz findet, um ihre Angst in Grenzen oder am besten unter der Bewußtseinschwelle zu halten. Der Aufbau und Erhalt der dazu notwendigen Herrschaft kann auf vielerlei Weise geschehen; die Grundbedürfnisse des Menschen in einem gewissen Maß permanent zu frustrieren, zählt jedenfalls zu den erfolgreichsten „Rezepten“, Herrschaft auszuüben³. Zu weiteren Charakteristika *autoritärer Strukturen* als Sicherheitssurrogate zählen Dialogverweigerung (sich in ein Gespräch einlassen, d. h. sich auf andere und anderes einlassen, stellt eigene Positionen in Frage), Einforderung unbedingten Gehorsams (wer „auf Befehl“ handelt, meint, nicht nach der Richtigkeit seines Tuns fragen oder Verantwortung übernehmen zu müssen; wer selbst befiehlt, beruft sich nicht selten auf einen anderen Vorgesetzten oder aber auf ein Prinzip, eine Ideologie oder den angeblichen Willen Gottes), die ständige Wiederholung tradierten Wissens und Glaubens möglichst ohne Änderungen und Abweichungen (Neues könnte verunsichernd wirken), die Exkommunikation Andersdenkender zur Bewahrung der „reinen Lehre“ (ohne wirkliche Auseinandersetzung, die die Gefahr zur „Ansteckung“ beinhalten würde), Zentralismus (um alles überblicken und kon-

³ Daß dies in besonderer Weise für die „Beherrschung“ der Sexualität gilt, wurde im Themenheft „Sexualität und Macht“ der *Diakonia* (2/1989) gezeigt (vgl. S. 73–77 und 106–109).

trollieren zu können), Integralismus (die „Unterwerfung“ anderer Kultur- und Wissensbereiche unter die eigene Position) usw.⁴ Und umgekehrt fördern solche Systeme die Ausbildung autoritärer Persönlichkeiten, beispielsweise durch einschlägige Institutionen, wie z. B. Internate und Seminare, die dann nicht selten so geführt werden, daß sie in einer Mischung aus bergendem Mutter-Ersatz und Disziplin einfordernder Struktur wiederum jene Personen hervorbringen, die diese Systeme brauchen, um gut zu funktionieren.

Notwendigkeit von Autorität und Amt

Während Organisationen ohne Autorität und, falls sie größer sind, auch ohne Amt nicht auskommen – die ja beide prinzipiell der Sicherheit dienen, d. h. die Durchführung der Aufgaben, zu deren Zweck die Institution besteht, sichern sollen –, befriedigen autoritäre Strukturen in hohem Maße jene Sicherheitsbedürfnisse, die aus der oben beschriebenen infantilen Frustration stammen. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Die Polizei ist eigentlich zum Schutz der Bevölkerung da und nicht dazu, daß man prinzipiell vor ihr Angst hat, auch dann, wenn man weder etwas angestellt hat noch diesbezüglich etwas im Schilde führt. Aber gerade am Beispiel der Polizei kann man sehen, daß die entsprechenden Mechanismen in hohem Maße nahezu von jedem internalisiert sind: ist doch kaum jemand imstande, völlig unbefangen seiner Tätigkeit weiter nachzugehen, wenn ein Polizist auftaucht oder ein Polizeiauto hinter einem fährt. Man kann sich dann dabei ertappen, daß man sich sofort zu fragen beginnt, ob man selbst etwas Gesetzeswidriges getan hat. Was eigentlich der Sicherheit dienen soll, dient der Verunsicherung. Und in einem Denken, das meint, es sei schon ganz recht, wenn man in solchen Fällen gleich mit einem schlechten Gewissen reagiere, wenigstens sei man dann ständig auf der Hut und brav – eben aus der Angst, erwischt zu werden –, zeigt sich die Verkehrung solchen Sicherheitsdenkens: *Sicherheit soll durch ständige Verunsicherung erreicht werden* – ein Merkmal totalitärer Systeme. Sicherheit für einen kann dann Angst und sogar Terror für die anderen bedeuten⁵.

Der in letzter Zeit in manchen Teilen der Kirche wieder häufiger zu beobachtende Zusammenhang zwischen einseitiger Marienfrömmigkeit, Kirchenbild, autoritärer Einstellung und Festhalten an fundamentalistischen Po-

⁴ Vgl. dazu den Beitrag von A. Pelinka in diesem Heft.

⁵ Nicht zufällig werden von den Rumänen die Angehörigen der (für die Staatssicherheit bzw. die persönliche Sicherheit der ehemaligen Machthaber geschaffenen) Sicherheitstruppen „Securitate“ als „Terroristen“ bezeichnet. Aber auch andere Staatssicherheitsdienste wollen oft die Sicherheit geradezu dadurch herbeiführen, daß sie Unsicherheit, ja den größten Schrecken verbreiten.

man sein Sicherheitsbedürfnis von innen heraus, wie der Betreffende selbst es erlebt, wahrnehmen, verstehen und annehmen kann), vor allem durch den ständig neuen und ehrlichen Versuch, den anderen in seinem Anderssein zu verstehen: Nur wer sich verstanden fühlt als der, der er ist, und so, wie er ist, ohne Bedingungen und Wenn und Aber, beginnt Vertrauen zu entwickeln und damit Sicherheits-Mauern abzubauen. Wenn jedoch gegen eine solche Mauer (durch Argumente, Maßnahmen, Ausgrenzungen usw.) angerannt wird, wird sie ihr Erbauer wohl eher verstärken, als daß er sie in Frage stellt. Er wird sie aber nach und nach zu öffnen beginnen, wenn die Bedrohung nachläßt und er dies wahrnehmen kann. Die kleine Gruppe als Erfahrungsgemeinschaft kann dazu besser helfen, weil sie mehr von dieser Sicherheit bieten kann als der große anonyme Apparat der Institution. In der überschaubaren Gemeinschaft ist es leichter, loszulassen und nicht um jeden Preis festzuhalten an Absicherungen, die überflüssig geworden sind.

Wie jede Veränderung beginnt allerdings auch diese Änderung jeweils bei einem selbst. Wer zunächst andere ändern will, übersieht, daß er dies vielfach nur zum Ausbau seiner eigenen Sicherheitsstrukturen tut. Sich selbst jedoch auf Veränderungen einzulassen bedeutet: den Mut zum Risiko nicht von anderen zu fordern, sondern selbst „über den eigenen Schatten zu springen“.

Jesus trat genau mit dieser – durch sein eigenes Leben gedeckten – Forderung auf: „Kehrt um! Fangt neu an! Habt Vertrauen in das Evangelium!“ (Mk 1, 14 par.) Die Bereitschaft zur metanoia und zum Exodus (auf die Verheißung Gottes hin: weg von den sicheren Fleischtopfen und der Sklaverei hin zur mühsam identitätsstiftenden Wanderung) sind die Traditionen des Christentums zum Thema Sicherheit – und nicht Bewahrung, Absicherung, Einmauern. Es sind die Erfahrungen des Volkes Gottes, die aber auch von uns nicht einfach übernommen werden können, sondern von jedem einzelnen, von jeder Gruppe und zu jeder Zeit neu gemacht, „erfahren“ werden müssen.

Übertriebenes, der Situation nicht entsprechendes Bedürfnis nach Sicherheit bedeutet einen Mangel an Vertrauen, d. h. einen Mangel an Glauben. Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn man ein solches Sicherheitsbedürfnis als ein Stück Glaubenslosigkeit bezeichnet. Jesus jedenfalls rief nicht dazu auf, auf Nummer Sicher zu gehen, sondern von ihm ist überliefert, daß er einem gesagt hat, der zuerst noch zu seiner Familie zurück wollte, bevor er bereit war, sich darauf einzulassen, mit ihm zu gehen: „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes“ (Lk 9, 62).

Übertriebenes
Sicherheitsbedürfnis –
Mangel an Glauben